

Im redaktionellen Teil (Kleine Chronik, Sonderbericht, Theaternachrichten, Economist) enthaltene ungewisse Mitteilungen sind durch ein vorgelegtes X kenntlich gemacht.

Oberst Byrd — startbereit.

Rasendienst der „Neuen Freien Presse“ (United Press). New York, 14. Juni.

Oberst Byrd gab heute bekannt, daß sein Flugzeug, die „Amerika“, alle Probeflüge glänzend bestanden habe und daß er nunmehr jederzeit bereit sei, abzufliegen, sobald die Witterungsverhältnisse es gestatten. Er fügte noch hinzu, daß er keineswegs beabsichtige, nach Paris und zurück nach New York zu fliegen. Er werde die Rückfahrt mit einem Dampfer antreten, „wenn er je nach Europa komme“. In diesem Sinne habe er auch an Chamberlin nach Berlin telegraphiert, so daß ein gleichzeitiger Flug der „Amerika“ und der „Columbia“ nicht in Frage komme.

Beharren Russlands auf seinen Forderungen an Polen.

Drohung mit Repressalien.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Berlin, 14. Juni.

Nach aus Moskau in Riga eingetroffenen Meldungen ist im Konflikt mit Polen eine Verschärfung eingetreten. In der dritten russischen Note, die übermorgen abgefordert werden soll, wird die Sowjetregierung auf der Erfüllung ihrer Forderungen bestehen. Morgen findet eine Unterredung zwischen dem polnischen Gesandten in Moskau und Litwinow statt. Das Politbüro hat die Politik Litwinows gegenüber Polen gutgeheißen und ihr beauftragt, auf der Ausweisung der russischen Emigranten aus Polen zu bestehen, widrigenfalls die Sowjetregierung mit Repressalien gegen Polen vorgehen würde.

Sportbeilage der „Neuen Freien Presse“.

- „Der Kampf der Tennisgiganten.“ von Roman Frisch. Seite 10 und 11.
„Die Frau und der Sport.“ von Antonie Graf-Rachold. Seite 11.
„Der Handball-Länderkampf Deutschland gegen Oesterreich.“ von Alexander Meisel. Seite 11.
„Der Sprung ins Ungewisse.“ Roman von Paul Zifferer. (73. Fortsetzung.) Seite 10 und 11.

Zweiter Oesterreichischer Straßentag in Wien.

- „Die österreichische Deffentlichkeit und das Straßentagproblem.“ Seite 16.
„Die Bedeutung des zweiten österreichischen Straßentages.“ von Bundesminister für Handel und Verkehr Dr. Schürff. Seite 16.
„Zum Straßentag.“ von Dr. Georg Hanel. Seite 17.
„Die Betonstraße.“ von Ingenieur Anton Preslicka. Seite 17 und 18.
„Die Straßennpflege in Vorarlberg.“ von Kommerzialrat Viktor Hämmerle. Seite 18.
„Steinpflasterstraßen.“ von einem Fachmann. Seite 18.
„Walz asphaltstraßen.“ von Dr. Ing. H. Bösenberg (Düsseldorf). Seite 18.

Ist Genf noch eine Hoffnung?

Die Probleme der neuen Ratstagung.

Wien, 15. Juni.

Der Pessimismus ist kein politischer Begriff. Der bloße Behrnf ist vielleicht Ausdruck tatsächlicher Verhältnisse, aber niemals kann es einen echten Staatsmann geben, der auf die Dauer mit diesem von Restroy in seiner unsterblichen Parodie auf Judith und Holofernes gezeifelten Trübsinn Genüge findet. Der wahre Politiker wird mit allen Kräften seiner Seele das Positive suchen, selbst wo er tadeln und jorbern muß, er wird sich nicht irre machen lassen durch vielfaches Abweichen der Menschen vom geraden Wege, durch mannigfache Rieten, die das Spiel verderben. Nun sitzen sie wieder in Genf beisammen, die Protagonisten des europäischen Rates, wiederum, wie schon so häufig, dienen alle möglichen Nebensachen dazu, um die Hauptsache zu verbergen, kleine Konflikte schaffen den Vorhang, hinter welchem die bedeutenden Kämpfe ausgetragen und vollendet werden. Seit Locarno war kein wirkliches Resultat. Seit Thoiry keine wirkliche und echte Hoffnung, die die Phantasie entflammt hätte; die den Glauben an das neue Europäertum zu wecken vermag. Kaum, daß in der letzten Session durch die Räumung des Saargebietes, durch die Abschaffung der Militärkontrolle der deutschen öffentlichen Meinung leise Genugtuung geboten wurde. Keine Lösung des Rheinlandproblems, nicht einmal die Erfüllung des Versprechens von Locarno, man werde die Truppen wesentlich vermindern, die noch immer als lebendige Bedrohung, als Symbol des Völkerverhaßes und des Völkermißtrauens, als permanente Beleidigung auf deutschem Boden lagern.

Wird diesmal endlich Breche geschlagen werden in die Front der ewig Bestrittenen; werden endlich Pflichtgefühl und Sorge vor weiteren Verwicklungen den Sieg erringen? Man sollte meinen, die Staatsmänner in Genf könnten gar nicht rasch genug zu den Lösungen kommen, die in Mitteleuropa den Keim der Kriegserinnerungen weglegen, man sollte meinen, daß sie sozujagen keinen Schlaf, keine ruhige Minute zu finden vermögen, bevor nicht diesem elementaren Bedürfnis Rechnung getragen wurde. Denn ein Blick in jedes Zeitungsblatt kann ja diese Winster, wenn sie noch den Anspruch auf diesen Titel erheben wollen, darüber belehren, daß der Kontinent von einem Feuerkreis umgeben ist und daß vielleicht niemals seit dem Ende des Weltkrieges eine so furchtbare Auswahl von Möglichkeiten des Zusammenstoßes vorhanden war. Wir brauchen sie ja nicht aufzuzählen, jeder kennt sie, jeder nennt sie beim Namen, und erstaunlich wäre es wirklich, wollten nur gerade die großen politischen Kapitäne sich die Ohren verstopfen gegen die düsternen Geräusche des Verderbens; wollten nur gerade die Männer der höchsten Verantwortung gleichgültig bleiben, wenn selbst der durchschnittlich „Gebildete“ vom Schauer ergriffen ist und von der Angst um seine Existenz,

um das Leben, um die Kultur, um den Wohlstand dieses Erdteiles.

Denn um nichts geringeres als diese Güter wird jetzt entschieden. Die älteste Erfahrung der Politik sagt untrüglich: Konflikte werden nicht gemildert dadurch, daß man sie fortwuchern läßt wie Geschwüre, die Besinnungen von Nationen lassen sich nicht aufhalten und eindämmen, sie können nur entweder freundlich oder feindlich sein, sie können nur entweder Annäherung oder Entfernung, Liebe oder Haß bedeuten. Nun ist gerade dieses Wuchern, dieses Gitem und Schwären der Entzündung zur permanenten Erscheinung in Europa geworden. Rußland sucht mit aller Gewalt auf Polen zu drücken und die letzte Note der Sowjets über das Attentat auf den russischen Gesandten klingt so herrisch und so gereizt, daß die Gegenwirkung in Warschau nicht ausblieb. Ebenso peinlich ist die Aussichtslosigkeit aller bisherigen Bemühungen, zwischen Rom und Belgrad, zwischen Belgrad und Tirana Ordnung zu schaffen. Englische Berichte kennzeichnen die Situation im Norden als geradezu zweifelhaft, die Regierung Albaniens wird von immer heftigeren Unzufriedenheiten bedrängt, hunderte haben Achmed Bey Zogu Blutrache geschworen und der englische General, der in den albanesischen Bergen das Amt eines Gendarmerieinspektors innehat, kann gar nicht all die Gefühle bewältigen, die von dem Unrecht, von der Tyrannei, von den mannigfachen Qualereien erzählen. Wiederum ist tiefer Proß zwischen Mohammedanern und Katholiken, über Hinrichtungen Unschuldiger, über Zerstörung ganzer Dörfer, über schaurige Mißhandlungen wird geklagt. Das Land — darüber ist kein Zweifel — ist ein Pulverfaß, und jeden Augenblick kann dort ein Knall losbrechen, den man in Genf wohl oder übel hören müssen; wenn man dann noch überhaupt Zeit finden wird, etwas Entscheidendes zu unternehmen, wenn dann nicht die Ereignisse des Völkerbundes abertrennen, so wie sie oft genug das europäische Konzert überrannt haben, als noch kein Völkerbund im Friedenspalaste tagte.

Aber wenn schon der Völkerbund in den gegenwärtigen Konflikten nichts zu tun vermag, er könnte doch ein eigenes Haus bestellen, er könnte dafür sorgen, daß wenigstens der Grundstein von Locarno gut gebettet werde in festes Erdreich, er könnte fordern, daß das Kernstück unseres Kontinents, Deutschland, Frankreich und England, sich als Friedensgemeinschaft konstituieren, als eine Brunnwehr gegen den Ansturm aller Mächte des Krieges. England, was kann es wichtigeres zu tun haben, da es doch belastet ist mit dem unausföhllichen Widerwillen der russischen und der asiatischen Menschheit? Wie kann es Weltpolitik betreiben, wenn es sich nicht den Rücken deckt durch die Befriedung jener Staaten, die der westlichen Zivilisation, der westlichen Demokratie

Aber wer bestimmt denn den Ton? Steht er in der Willkür des Erzählers oder liegt vielleicht auch er schon selbst im ersten Einfall beschlossen und geboten und ist vielleicht durch diesen schon unabänderlich vorbestimmt, ob sich der Erzähler behaglich verbreiten darf oder aber nur einen einzigen Pfeil hat, der dann also gleich ins Herz treffen muß? Ist es der Einfall, der, wie man gern sagt: „Stoff“, wodurch dem Dichter der Ton nicht bloß angeboten, sondern aufgezwungen, der Gang oder Lauf und damit also von vornherein auch der Umfang und die Dauer der Erzählung bestimmt sind, oder bleibt bei strenger Bindung an die Gebote des einmal erwählten Einfalls dem Dichter doch immerhin eine gewisse Freiheit gewahrt, sich gelegentlich, wenn ihm der Atem ausgeht, auch einmal eine Pause der Erholung zu gönnen, indem er den raschen Schritt anhält und, in allerhand Betrachtungen ausruhend, verweilt, deren Tiefinn den Respekt des Lesers und seine Dankbarkeit für die Belehrung über Gott und die Welt nur steigern kann? Den Schritt der Erzählung zu mäßigen durch belehrende Gespräche wird Sitte, je seltener die Gabe des Erzählens um der bloßen Lust am Erzählen willen wird. In allen Literaturen der Gegenwart fehlt durchaus der Erzähler aus Passion, etwa von der Art Boccaccios, der vor allem zu seinem eigenen Vergnügen erzählt und bloß nebenbei auch noch, um schönen Frauen oder hüben Herren ein gnädiges Rächeln abzulocken. Der Mensch hört nun einmal fürs Leben gern erzählen und am liebsten hört er Geschichten erzählen! Was geschieht, tanzt ja darum noch keineswegs immer, eine Geschichte abzugeben, und von einer Geschichte wird

Feuilleton.

Der Roman.

Von Hermann Bahr.

Formgefühl ist heute so schwach, Formbegriff so schwank, daß die Gattungen der Dichtung indistinkt ineinander verschwimmen und auch der Autor selber am Ende nicht weiß, in welche Gattung sein Werk gehört. Ist es weder ein Drama noch in Versen, so hält er sich an die Seitenzahl und taufst es bei größerem Umfang einen Roman, als läge der Unterschied bloß in der Ausdehnung und ein Roman wäre bloß eine gemästete Novelle. Doch es steht nicht im Belieben des Dichters, was aus einem Einfall wird, sondern da spricht doch auch der Einfall selber mit, und wer noch Gehör für die Schwungkraft und damit doch auch für das Schwungbedürfnis und das Raumbedürfnis, für den Atem eines Einfalls hat, hört ihm sogleich an, welche Form er verlangt. Mag die Willkür des Dichters einen gebornen Roman ungeduldig in eine Novelle pressen oder umgekehrt eine geborne Novelle, um ihr das Ansehen eines Romans zu geben, auf dreihundert Seiten dehnen und strecken, der Einfall wehrt sich und man hört ihm sein Unbehagen an: er will das ihm gebührende Maß. Was ist denn aber ein geborner Roman, woran läßt er sich erkennen, wodurch vor der Verwechslung mit einer gebornen Novelle behüten, was unterscheidet die beiden? Zunächst doch schon der Ton, der Vortrag, wird man antworten.

SOMMER IM BAYER. ALLGÄU

mit seinen bekannten Erholungs- und Kurorten Oberstdorf, Füssen, Bad Wörishofen, Hindelang-Bad, Oberdorf, Oberstaufen, Sonthofen, Fronten, Immenstadt, Fischen, Wertach, Nesselwang, Isny, Schönbühl, Schöllang, Gargberg, Bihlerdorf-Seefeldsberg, Lindenberg, Böhle, Böhle a. Alpsee, Rettenberg, Weiler, Gausersied, Lechbruck, Markt Oberdorf, Kaufbeuren, Rosshaupten, Schwangan, Tiefenbach, Weissensee. Prospekte kostenlos und bereitwillig durch den

am treuesten dienen? Da balgt man sich herum wegen der Beschäftigung einiger betonierter Forts, die Deutschland nach seiner antiken Versicherung zerstört hat. Man wagt es, nach den Tagen von Locarno, nach dem Austausch der Bruderküsse, nach der Abschaffung der Militärkontrolle an dem Worte Deutschlands herumzumäkeln, als habe man es mit Betrügnern zu tun, man wagt es, die Reichsregierung wie einen kleinen Jungen zu behandeln, der auch beweisen muß, daß er seine Strafarbeit verrichtet hat, man sieht nicht, daß man durch solche vergiftete Radelstiche viel mehr zerstört, daß man durch solche Sekundärfälle viel Ärgeres anrichtet, als jemals die paar Festungswerke an Schanden für den Frieden hätten bewirken können. Auch mit der Rheinbesetzung wird nach Art von Rohkäse gemarktet; denn statt einer breiten, aufrichtigen und generösen Geste gibt man Deutschland nur abgepreßte und kleine Zugeständnisse, die natürlich den psychologischen Effekt gänzlich verfehlen, gar keinen Einfluß haben auf die Stimmung der breiten Massen. Und so wird das Gefühl immer stärker: lange wird mit solchen Mitteln Europa nicht regiert werden können. Der harte Finger der Kriegsgefahr pocht vernehmlich an die Türe. Die Konflikte müssen entweder in echten Einklang münden oder die Dissonanz unseres politischen und wirtschaftlichen Daseins wird so schnell, so schneidend werden, daß schließlich auch der letzte Rest von Täuschungen über den Völkerverbund verschwindet. Die Abrüstung zu Lande und zu Wasser ist ferner denn jemals, ebensowenig ist ökonomisch etwas Entscheidendes geleistet worden, und der Bericht von Parker Gilbert über die Lage in Deutschland ist zum erstenmal nicht frei von tiefen Schatten. Wir wollen nicht an Genf verweisen, denn das hieße den Glauben an die Menschheit selbst verlieren. Aber ebenso wäre es der Wahrhaftigkeit widersprechend, wollte man leugnen, daß der große Moment bisher ein kleines Geschlecht gefunden hat. Mit zartfäulender Diskretion ist der Weltkrieg nicht beizukommen. Schwere Krankheiten bedürfen des Arztes.

Der Deutsche Juristentag in der Tschechoslowakei.

Die Gutachten.

Von Rechtsanwalt Dr. Edmund Benedikt.

Wien, 16. Juni.

Die Gutachten, die für den Deutschen Juristentag in der Tschechoslowakei ausgearbeitet wurden, bilden eine verlässliche Grundlage für die Verhandlungen. Das erste Gutachten befaßte sich mit der Sicherungsübereignung und ist von Professor Dertmann in Göttingen erstattet. Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die Sicherungsübereignung nur der Kreditnot der Kriegs- und Nachkriegszeit ihre Anerkennung in der Rechtsprechung verdankt. Wie bedenklich sie ist, zeigt sich aus der großen Menge von Streitfragen, die sich bei ihr ergeben. Es ist charakteristisch, daß nach der Mitteilung Dertmanns in Deutschland bei einigen großen Gerichten eigene Senate sich nur mit diesen Fragen beschäftigen, aber dennoch wird man mit dem Fortbestand dieser Einrichtung rechnen müssen. Dertmann verlangt aber mit Recht eine gesetzliche Regelung der Materie im Grundsatz wie in den Einzelheiten. Die Hauptschwierigkeit liegt ja begrifflicherweise in der Erfassung von Vermögensmassen. Wie sehr die Lage der anderen Gläubiger des Schuldners, der die Waren in seiner Gewahrsame behält, die doch Eigentum eines anderen sind, gefährdet wird, erkennt Dertmann an. Ganz ähnliche Bedenken muß man gegen die Einführung des Registerpfandes für bewegliche Sachen gelten lassen. Aber auch dieser Gedanke, der schon in einigen ausländischen Gesetzen verwirklicht ist, wie Dertmann meint, im ganzen ohne gerade hervorragenden Erfolg, hat immer mehr Stimmen gewonnen, und es wird sich fragen, ob man Sicherungsübereignung und Registerpfandrecht nebeneinander bestehen lassen können. Der Grundgedanke ist ja bei beiden derselbe, immer bedeuten diese Notmittel eine Gefährdung der Klarheit und Uebersichtlichkeit der Rechtslage des Schuldners und damit seiner Gläubiger. Die Vorschläge



Quaker Oats
Die
anerkannt
besten Haferflocken.

Dertmanns suchen den ärgsten Bedenken die Spitze abzubringen.

Strafrechtliche Fragen.

Das zweite von Goldschmidt und Anders in Berlin erstattete Gutachten beschäftigte sich mit der Frage der Abgrenzung zwischen Kriminal- und Verwaltungsdelikten und der Anwendung der allgemeinen Strafnormen auf das Verwaltungsdelikt. Die Verfasser verlangen, daß im Verwaltungsstrafrecht eine Verpflichtung zur Verfolgung, das sogenannte Legalitätsprinzip, nicht statuiert werden soll. Es wird oft genügen, wenn die Verwaltung den Täter zunächst ermahnt und warnt und unter Umständen auch von Strafe absteht. Demnach sei der Standpunkt des österreichischen Verwaltungsstrafrechtes, das unter allen Umständen Verfolgung gebietet, nicht zu billigen. Zutreffend ist die Kritik darin, daß es falsch ist, wie es der Entwurf tut, auch in Verwaltungsstrafsachen den Rechtsirrtum durch Nichtkenntnis besonderer Vorschriften niemals als schuldausschließend anzuerkennen, während zum Beispiel in Deutschland schon in der Ley Schiffer des Jahres 1917 sogar für strafrechtliche Uebertretungen und im österreichischen Verwaltungsstrafgesetz von 1925 unter gewissen Einschränkungen der Irrtum über Verwaltungsrecht entschuldigt.

Professor Köhler in Erlangen befaßte sich mit der Frage, inwiefern das richterliche Ermessen im Strafrecht zugelassen ist. Er hat, wie mir scheint, recht, wenn er sich gegen verschiedene verschwommene Begriffe des tschechoslowakischen Entwurfes wendet. Dagegen können wir nicht mit ihm dahin übereinstimmen, daß der absolut untaugliche Versuch für strafbar erklärt werden soll. Auch findet er, daß die in unserem, 1912 im Herrenhaus angenommenen Entwurf aufgenommene Pflicht, sich als Entlastungszeuge zu melden, ebenso wie die Pflicht zur Lebensrettung in der tschechoslowakischen Vorlage übertrieben wurde. Mit den anderen Einzelheiten können wir uns hier nicht beschäftigen und wollen nur noch erwähnen, daß er sich ziemlich eingehend mit der Frage der unbestimmten Verurteilung beschäftigt, die uns sehr gefährlich scheint. Endlich will er das Absehen von der Strafe, also das richterliche Gnadenrecht, wie uns scheint, ohne genügenden Grund beseitigen.

Dr. Jarolim in Brünn hat über die Reform der Verwaltungsgerichtsbarkeit eine Arbeit geliefert, die sich mit dem Gesetz vom 9. März 1920 beschäftigt, das er in einigen Punkten kritisiert. Er zieht auch das österreichische Gesetz zur Vergleichung sehr eingehend heran, plaidiert für eine zentrale Inspektion, die den Beamten und Behörden die Bedeutung, die Ziele und Zwecke der Verwaltung klarzulegen, aber auch deren Beschwerden und entgegenzunehmen hat. Die tschechoslowakische Republik teilt mit Österreich den Mangel, daß zwar die Verfassung grundsätzlich die Haftung des Staates für Verletzungen der Amtspflicht durch Beamte festlegt, aber ein bisher nicht erschienenenes Ausführungsgesetz in Aussicht stellt, so daß diese Haftung vorläufig eine hohle Ruß geblieben ist.

Die Reform des Aktienrechtes.

Besonders belehrend, gründlich und dabei in den Vorschlägen vorsichtig ist die Abhandlung von Durig in Innsbruck über die Reform des geltenden

Aktienrechtes. Als ein Gegner des Konzeptionszwanges muß er doch zugeben, daß in Österreich und in der Tschechoslowakei der Konzeptionszwang nicht nur nicht aufgehoben, sondern außerordentlich verstärkt wurde. Denn jetzt ist nach unserem Konzeptionsergänzungsgesetz vom 3. Dezember 1924 ja sogar für Zweigniederlassungen aller Art die bundesbehördliche Bewilligung notwendig und das Goldbilanzengesetz hat die Genehmigungspflicht auf alle Umstellungsbeschlüsse und Beschlüsse auf Änderungen des Gesellschaftsvertrages, der durch sie bedingt wird, ausgedehnt, und ebenso hat die Tschechoslowakei für Zweigniederlassungen, für neue Filialbetriebe von Banken die Zustimmung der Staatsverwaltung verlangt. Die Gründe, die Durig dagegen ins Treffen führt, sind wohl unüberleglich, ebenso alles, was er gegen die Einrichtung des Staatskommissärs sagt. Sehr lehrreich sind seine Ausführungen über die Offenlegungen in bezug auf Sachanlagen und Gründungserwerbungen und die Bevormundung besonderer Vorteile, auch solcher, die für dritte Personen bedungen werden, im Statut und in den Zeichnungscheinen. In bezug auf die Rechte der Minderheit vertritt er sehr richtige Anschauungen, die der Ueberhebung dieser Minderheitenrechte entgegenstehen, so wie er alles beseitigt wissen will, was die Schlagfertigkeit der Leitung der Unternehmung behindern kann. Auch die Ausführungen über den Aufsichtsrat und die Unmöglichkeit einer wirksamen Kontrolle durch diese gesamte Körperschaft sind sehr beherzigenswert.

Steuerpolitik.

Das letzte Gutachten ist in vielen Beziehungen außerordentlich lehrreich und interessant. Es behandelt die Frage, zu welchen hauptsächlich Einrichtungen sich die Steuerpolitik der Tschechoslowakei bewegen soll. Dr. Armin Spitaler gibt Vergleichenungen der Belastung der verschiedenen Staaten durch die Kriegskosten, den Beitrag der Steuern zu ihnen, den Metallschatz der österreichisch-ungarischen Bank und kommt dazu, daß in der Tschechoslowakei eine Steuerinflation stattgefunden habe, die aber ein geringerer Schaden sei als das dadurch verhinderte Fortschreiten der Währungsinkflation. In schärfster Weise geht er gegen die Verkürzungen der Kohlensteuer los, besonders die Kohlensteuer, die 42 Prozent des Verkaufspreises betrug, den Export unmöglich machte, aber auch im Inland den Konsum außerordentlich erschwerte und die Fabrikation verteuerte. Den Krebschaden aber sieht er darin, daß das Abgabensystem der örtlichen Selbstverwaltungsverbände, vor allem der Gemeinden, jeder einheitlichen Regelung entbehrt. Wir entnehmen aus seinen Ausführungen, wie insbesondere der Finanzminister Englich reformatorisch wirkt. Waren doch einzelne Unternehmungen bis mit mehr als 100 Prozent ihres Ertrages besteuert und durch die unendlichen Rückstände überstieg die Steuer für einige Jahre dann oft das Vermögen des Jeniten. Da ist denn zur Sanierung dieser Uebel von besonderer Bedeutung das Gesetz vom 28. Oktober 1924, monach Rückstände an direkten Steuern samt den Umlagen bis einschließlich 1923 teilweise oder zur Gänze nachgelassen und auch die Vorschreibungen für eine gewisse Zeit zur Gänze oder teilweise ausgeföhrt werden können, wenn die ernste Gefahr besteht, daß die Bezahlung der Rückstände den Jeniten in seinem wirtschaftlichen Fortbestand oder in seinem oder seiner Familie Unterhalt gefährden könnte. Spitaler konstatiert, daß das Gesetz im großen und ganzen wohlwollend praktiziert wurde. Aber immerhin gibt es der Finanzverwaltung eine ungemessene Macht. Die Kohlensteuer wurde außerordentlich stark herabgesetzt, so daß, während sie im Jahre 1921 noch über anderthalb Milliarden tschechische Kronen eintrug, der Ertrag des Jahres 1926 nicht einmal eine Viertelmilliarde war. Dabei wurde im Jahre 1926 die in das Ausland ausgeführte Kohle von der Steuer vollständig befreit. Die einträgliche Staatssteuer blieb, ähnlich wie bei uns, die Umsatzsteuer, während die Luxussteuer abgebaut wurde und einen verhältnismäßig geringen Ertrag bringt. Die sehr starke Erhöhung der Zucksteuer seit dem Gesetz vom 26. Juni 1926 wird sich wohl ungünstig auswirken.

keineswegs verlangt, daß sie darum auch wirklich geschehen sein muß. Im Gegenteil: Begebenheiten, so wie sie sich begeben, laugen fast nie zu Geschichten, sie müssen erst von Grund aus durchgewalzt werden, um sich erzählen zu lassen. Der Hörer fragt ja gar nicht, ob eine Geschichte wahr ist, sondern gerade das Unwahrscheinliche glaubt er am liebsten. Geschichten, die weit her sind, zieht er Berichten aus seiner Nähe durchaus vor. Furchtbares, das ihn erschauern läßt, so lebhaft erzählt zu hören, daß er ersatzlos am eigenen Leibe zu spüren meint, aber mit dem Befahren, sich selber davon ganz sicher zu wissen, gerade diese sonderbare Mischung von Angst vor entsetzlichen Begebenheiten, die doch einmal auch ihm selber bedrohen könnten, und dem beglücklichen Gefühl der eigenen Geborgenheit am warmen Ofen, das ist es gerade, was er vom Erzähler wünscht. Furchtbares, Aufregendes, Schauerliches soll sich begeben, und nicht bloß um ihn herum, sondern schon auch fast an ihm selber, aber ungefährlich für ihn, so daß er nach mit dem bloßen Schrecken davonkommt.

Der Roman ist nicht episch, denn er ist sentimental. Der Romanleser will mitleiden mit dem Romanhelden. Achill würde sich das verbitten, Odysseus ist schon eher ein Romanheld, er wird selbst nur sehr selten sentimental, doch dem Hörer, dem Leser gibt er reichlich Gelegenheit dazu. Die große Stunde schlägt für den Romanhelden erst, wenn die wirklichen Helden aussterben, wenn bürgerlicher Sinn das Leben zu beherrschen beginnt. Don Quichotte gibt das Zeichen: hier wird zum erstenmal der Held lächerlich und der Feigling behält über ihn recht. Und indem der Held zum erstenmal, statt zur Erhebung, dem Leser zur Belustigung dient, zergeht damit auch die große Form: es gibt kein amüsanteres Buch als den Don Quichotte, kein anderes von solchem Liefen, mit solchen Abgründen geistiger Bewegtheit, von solcher Unerforschlichkeit an überirdischen Einfällen, aber freilich auch keins, dem es so durchaus an geschlossener Form fehlt: er könnte nach Belieben um die Hälfte kürzer, aber auch noch dreimal so lang sein. Mit dem Don Quichotte kommt der moderne Roman zur Welt, der sich alles erlauben, aber auch alles ersparen darf, eine Form von einer bisher unbekanntem Freiheit, aber freilich auch von einer Willkür, die den überlieferten

Sinn aller Form zerstört. Er öffnet die Bahn für den modernen Roman, der fortan kein Gesetz, kein Gewissen mehr, sondern nur noch den Wunsch der eigenen Laune kennt. Hier spricht nicht mehr die Welt aus dem Munde des Dichters, sondern der Dichter bedient sich fortan der Welt zur Enthüllung seiner eigenen Persönlichkeit. Sein persönlicher Reiz ist es fortan, der eigentlich allein auf uns wirkt: der moderne Roman ist, auch wenn er es zu verheimlichen sucht, im Grunde durchaus lyrisch; die höchsten Beispiele, Goethes, Kellers und Fontanes Romane, versuchen auch eigentlich erst gar nicht zu verheimlichen, daß sie maskierte Selbstbekenntnisse sind. Bloß oberhin episch angestrichen, gibt der moderne Roman immer mehr die Haltung des Erzählers auf und läßt lieber den Helden selber sprechen, erst in Monologen, bald in Zwiegesprächen mit seiner Umgebung, in die sich dann auch noch der Erzähler selber einmischt, dem schließlich der Held nur noch die Stichworte zu bringen hat, mit dem Ergebnis, daß wir am Ende moderner Romane zwar den Dichter in allen seinen Beziehungen zum Dasein und in allen seinen Gedanken über Gott und die Welt ganz genau kennen, aber staunend gewahrt werden, daß uns der Held des Romans und eigentlich auch der Roman selbst unterwegs verloren ging. Selbst ein so gewaltiges Werk wie Hans Grimms „Dolk ohne Raum“ (Verlag Albert Langen, München, 1926), die diese Nation ermannende, Zukunft nicht bloß verheißende, sondern durch ihr bloßes Dasein schon Zukunft gewöhnende Lat hat eigentlich keinen Helden; es ist übrigens kaum ein Roman, es spricht auch diesen Namen gar nicht an, mit ihm kehrt das Epos wieder.

Den geschichtlichen Wandel der Romanform hat zuerst Ernest Hello dargestellt. Denker und Dichter höchsten Ranges und überdies auch noch mit dem umfassenden Blick des Sehers begabt, zeigt uns Hello, wie der Roman im neunzehnten Jahrhundert plötzlich aus der Art schlägt, sein angestammtes Wesen verleugnend. Roman war ursprünglich der Name für jeden Bericht erstaunlicher, an Wunder streicher Abenteuer, Antonius Diogenes wurde ihr Chronist und der Bericht, den er davon erstattet und Photius uns ab-

gelehrt überliefert hat, dieser Bericht erstaunlicher, ja die menschliche Fassungskraft fast übersteigender Ereignisse jenseits der Insel Thule war der erste Roman. Bericht aus dem Fabelland, Bericht von Wundern, der sich dennoch unseren Glauben erzwingt, ist also der Roman zunächst und eben in der Seltsamkeit dieser alle menschliche Fassungskraft übersteigenden Abenteuer, die der Antonius Diogenes uns aufsticht, liegt der Reiz seiner Erzählungen, den er nun in Atempausen nebenher noch benützt, seinen eigenen Geist in allerhand weisen Betrachtungen und weltklugen Bemerkungen vor den aufgeregten Hörern oder Lesern leuchten zu lassen. Der Roman ist also für Hello eine Spätgeburt griechischer Dekadenz, ein Nachwort schon erschöpfter Kraft: „Le roman grec est la forme deesse du poème épique, dont il a gardé l'emphase et perdu la couleur.“ Das Abenteuer um des Abenteurers willen bleibt denn auch das Thema des Romans bis in achtzehnte Jahrhundert, der Roman ist immer eine Flucht aus der banalen Wirklichkeit, er steuert immer wieder nach der Insel Thule. Der Franzose des achtzehnten Jahrhunderts hatte sie ja noch ganz nahe, jeder Schritt aus der Stadt, jeder Gang aufs Land war damals schon ein Abenteuer, vor den Toren der Stadt lag schon die blaue Ferne, begann schon Märchenland, bis dann schließlich einer sein Thule noch viel näher fand: in den Abenteuern seines eigenen Herzens. In der eigenen Brust trug Balzac eine Wänschelrute, vor deren magisch beschwörende Gewalt ihm alle Lockungen einer Fahrt nach Thule verblassten. Die Revolte der unbändigen menschlichen Triebe, Begierden und Leidenschaften ist es, die seit Balzac den Antrieb und die bewegende Kraft, sozusagen den Dampf für den Roman abgibt. Hello trau: freilich dieser neuen Romanform nicht recht. Die Fahrt nach Thule, dem alten, dem echten, war doch an Reizen der Schaffenskraft noch weitaus ergiebiger als der Einstieg in die dunklen Abgründe des menschlichen Herzens, es war auch bald ausgeföhrt. Balzac konnte nicht mehr überboten werden, alle Romane stehen doch eigentlich schon in ihm, auch die noch ungeschriebenen. Sein fruchtbarer Zeitgenosse Eugen Sue mochte noch allenfalls ermäßigten Anspornen genügen, dann aber kam der Roman in der öffentlichen Geltung allmählich so herab, daß man sich schließlich

Abreise des albanesischen Gesandten aus Belgrad.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Belgrad, 14. Juni.

Heute vormittag erschien der albanesische Gesandte Cena Bey im Außenministerium und forderte die Pässe für das ganze Personal der Gesandtschaft. Er erklärte Journalisten, daß die albanesische Gesandtschaft morgen abend Belgrad verlassen werde. Die Reise gehe über Sarajevo und Ragusa nach Durazzo. Die jugoslawischen Konsulate in Albanien wurden heute telegraphisch verständigt, morgen Albanien zu verlassen. Der Schutz der jugoslawischen Interessen in Albanien wurde Frankreich übertragen. Den Schutz der albanesischen Interessen in Jugoslawien übernimmt vorläufig der päpstliche Nuntius als Doge des diplomatischen Korps. Cena Bey gab seinem erschütterlichen Optimismus Ausdruck, indem er sagte, er warte bis zum Augenblick, wo er den Zug besteige, eine günstige Lösung des Konfliktes.

Heute vormittag fand beim Außenminister Doktor Marinkovic eine Konferenz der Odmänner der parlamentarischen Parteien statt. In dem hierüber ausgegebenen Communiqué wird mitgeteilt, daß Marinkovic den Parteiführern über die politische Lage Jugoslawiens und insbesondere über den Stand des jugoslawisch-albanesischen Konfliktes ausführliche Auskünfte erteilt habe. Die Parteiführer wollten den Journalisten keine Mitteilung über die Erklärungen Marinkovic machen. Sie beschränkten sich darauf, zu erklären, daß sie mit den Ausführungen des Außenministers völlig zufrieden waren und die Führung der Geschäfte durch Marinkovic billigen. Es verlautet, daß Marinkovic den Odmännern erklärte, die jugoslawische Regierung wäre vom Völkerbund verständigt worden, daß die Mitglieder des Rates privat übereingekommen sind, über den albanesisch-jugoslawischen Konflikt nicht zu verhandeln. Die Großmächte bemühen sich weiter, auf diplomatischem Wege eine Verständigung zwischen Jugoslawien und Albanien zu erzielen.

Die Forderungen der albanesischen Regierung.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Rom, 14. Juni.

„Giornale d'Italia“ meldet aus Tirana: Der Konflikt zwischen Albanien und Jugoslawien

bleibt unverändert. Die albanesische Regierung fordert, daß die Note der Belgrader Regierung zurückgenommen werde und verpflichtet sich ihrerseits, die Freilassung Gjurashovic' wohlwollend und ehestmöglich zu veranlassen. Albanien fordert weiter, daß jene Mitglieder der jugoslawischen Vertretungen in Albanien, die in dem Konfliktfall interveniert hatten, abberufen werden und daß Jugoslawien ob des Zwischenfalles sein Verhalten ausspreche. Dies sind die Mindestforderungen der albanesischen Regierung.

Der Vertreter des radikalen Zentrums in der Regierung, Justizminister Dr. Erskic hat, da die Verhandlungen des Ministerpräsidenten Bukicevic mit dieser Parteigruppe gescheitert sind, seine Demission gegeben. Ministerpräsident Bukicevic ist heute abend aus Topola zurückgekehrt, und erklärte Journalisten, der König habe die Demission des Dr. Erskic angenommen und die Dekrete über die Neuernennung der Präfekten unterzeichnet. Daraus schließt man in politischen Kreisen, daß die Politik des Ministerpräsidenten von der Krone gutgeheißen wurde und daß er schon morgen die Ermächtigung zur Auflösung der Skupschtina und zur Ausschreibung der Neuwahlen für den 11. September erhalten werde.

Demission des jugoslawischen Justizministers.

Wahrscheinliche Auflösung der Skupschtina.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Belgrad, 14. Juni.

Der Zentrumslügel der radikalen Partei wird von dem früheren Ministerpräsidenten Uzunovic geführt, während Ministerpräsident Bukicevic der sogenannten Basic-Gruppe angehört. Zwischen diesen beiden Gruppen der radikalen Partei bestehen schon seit langem Differenzen, um deren Beilegung sich Bukicevic in der letzten Zeit sehr bemühte, jedoch ohne Erfolg. Der Rücktritt des Exponenten des Zentrumslügels bedeutet natürlich eine wesentliche Schwächung der Regierung.

Heute nachmittag traten die Vertreter der fünf Locarnomächte zu einer Konferenz zusammen, an der auch der japanische Delegierte im Völkerbundrat, Ishii, teilnahm. Nach der Konferenz, die um 7 Uhr abends beendet war, verließen die Konferenzteilnehmer fluchtartig das Hotel, ausgenommen Briand, der von der wartenden Menge der Journalisten umringt und zurückgehalten wurde. Briand wies lachend auf den die Treppe hinuntereilenden Stresemann und sagte: „Da sehen Sie, wie der ausreißt.“ Ueber den Inhalt der Besprechungen sind natürlich nur Gerüchte zu verzeichnen, da keiner der Teilnehmer irgend etwas darüber hat verlauten lassen. Das nach der Sitzung ausgegebene Communiqué ist gänzlich nichtsagend und lautet: Die Vertreter von England, Frankreich, Italien, Japan, Deutschland und Belgien haben sich vereinigt, um in einem Gedankenaustausch über die politische Lage und die sie berührenden Fragen zu treten. Die Beratungen werden morgen fortgesetzt.

Konferenz der Vertreter der Locarnomächte.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Genf, 14. Juni

Die Besprechungen Stresemanns mit Briand und Chamberlain. Ueber die gestrigen Besprechungen Dr. Stresemanns mit Briand und Chamberlain wird nach wie vor Stillschweigen bewahrt. In unterrichteten deutschen Kreisen betont man, daß diese Zusammenkunft keinerlei Sensation darstelle, da die Vertreter der gleichen Mächtegruppe bereits im Dezember vorigen Jahres ähnliche Besprechungen abgehalten haben. Mit einiger Sicherheit ist anzunehmen, daß die Beratungen zunächst der allgemeinen Lage gegolten haben und daß erst in den kommenden Beratungen diejenigen Fragen behandelt werden, die im Besonderen die Völkerbundkonferenz und Deutschland betreffen. Durch die heutigen Besprechungen hat sich jedenfalls an der Lage, wie man sie in deutschen Kreisen beurteilt, nichts geändert. Das hier verbreitete Gerücht, daß Briand, noch schärfer Chamberlain, eine deutsche Forderung nach Berufung eines Mitgliedes in die Mandatskommission des Völkerbundes abgelehnt hätten, wird von deutscher Seite dementiert. Von Briand wird ein hübsches Wort berichtet. Auf die Frage, worüber er denn mit Stresemann gesprochen habe, will er geantwortet haben: „Wenn ich Ihnen das jetzt schon sagen könnte, so brauchte ich mit Herrn Stresemann nicht mehr zu reden. Ich muß ihn aber noch drei- bis viermal sprechen.“ Ähnlich lauteten auch die anderen Auskünfte, die Briand den Journalisten gab: „Nur nicht die angefangenen Unterhaltungen durch vorzeitige Mitteilung darüber stören.“

Die Besprechungen Stresemanns mit Briand und Chamberlain.

In der Unterredung Stresemanns mit Chamberlain hat es sich um Rußland gedreht. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Chamberlain Versuche gemacht hat — Stresemann vor die Wahl zwischen Locarno und Moskau zu stellen. Gut unterrichtete Personen sind der Ansicht, daß um diese Frage der ganze Kampf dieser Woche gehen wird und daß daneben alle anderen Probleme,

Epitaller schreibt, so wie es bei uns war, einen großen Teil der finanziellen Not den feinerzeitigen staatlichen Mehlaufzahlungen, die ein Defizit von ungefähr viereinhalb Milliarden tschechische Kronen ergaben, ohne wesentlichen Erfolg für die Bevölkerung, dem ganz unverhältnismäßig großen Personal der Eisenbahnverwaltung und den Ausgaben für das Militär zu, die 14 Prozent aller Staatsausgaben betragen. Heute besteht die Tendenz des Abbaues der unerträglich gewordenen Steuern, wobei nur die Besteuerung der Landwirtschaft nach dem Katastralreinertrag sehr zurückgeblieben ist. Die fast verbrecherische Wertzuwachsabgabe, die die Verluste besteuerte, ist in der Tschechoslowakei endlich aufgehoben worden.

Es werden schließlich folgende Leitsätze aufgestellt: Möglichste Sparsamkeit, Aufhebung der kleinen Steuern, wie Wasserkräftsteuer, Gebührenäquivalent, Luxussteuer, dann Minderung der Besteuerung der Erwerbsunternehmungen, Verwandlung der Grundsteuer größerer Besitztümer in eine nach dem Reinertrag zu veranlagende Quotensteuer, Stellung der Einkommensteuer an die Spitze aller direkten Steuern, Entlastung der lebensnotwendigen Verbrauchsgüter, Abbau der Verkehrssteuern und der Rechtsgebühren. Was die Selbstverwaltungskörper betrifft, so empfiehlt er Abbau der Zuschläge zu den Ertragssteuern, die in einzelnen Gemeinden über 6000 Prozent betragen, Ausbau der selbständigen Gemeindeabgaben und schließlich, wenn unbedingt nötig, Vermehrung der Anteile von Ertragsanteilen der Staatssteuern an die Selbstverwaltungskörper.

Redaktion verboten.

Copyright in America by the „New York Times“

Orientierung nach Sternen und Sonne.

Von Clarence D. Chamberlin und Ch. H. Devine.

Berlin, 14. Juni.

Es war für uns mit ungemeinen Schwierigkeiten verbunden, während unseres Fluges auch nur ein paar Augenblicke des Schlummers zu erhaschen. Man gewöhnt sich demnach daran, auf das Donnergeräusch des Motors zu hören, daß das Ohr mit feinsten Empfänglichkeit den Laut und Stoß des Motorrythmus in sich aufnimmt. Fehlt dieses rhythmische Geräusch, dann würde ja die Maschine in den nassen Abgrund hinabstürzen, wo der Tod einen erwartet. Deshalb, kaum bist du eingeschlummert, so springst du auch schon mit einem Satz wieder auf, weil du glaubst, der Motor habe aufgehört zu gehen.

Zu verschiedenen Malen versuchten wir auf unserer Ozeanfahrt, es uns so bequem wie möglich oben auf dem Gasbehälter zu machen und dort einzuschlafen. Aber so sehr wir uns auch nach einigen Minuten Schlummers sehnten, wir konnten ihn nicht finden, gaben es schließlich auf und saßen wieder beisammen am Steuer.

Ausgezeichnet haben sich Flugzeug und Motor bewährt. Wir sind sehr hoch gestiegen, glauben aber, daß der Apparat noch weitere Steigungen geleistet hätte. Auch wäre das Flugzeug imstande gewesen, eine noch schwerere Last zu tragen, obwohl es bereits sein doppeltes Eigengewicht trug.

Obwohl wir gezwungen waren, lediglich mit Hilfe eines altmodischen magnetischen Kompasses zu navigieren, war unsere Lage doch nicht ganz so furchtbar ernst, wie es den Anschein hätte haben können. Denn wir fanden bald heraus, daß wir unseren Kurs in der ersten Nacht über dem Ozean ziemlich genau danach kontrollieren konnten, daß wir das Auge unverwandt auf einen bestimmten hellleuchtenden Stern im Osten des Firmaments richteten. Diese Orientierung nach den Sternen ermöglichte es uns, sich beim Fliegen in allgemein östlicher Richtung zu halten. Auch konnten wir unsere Position in großen Zügen dadurch fixieren, daß wir andere Gestirnskonstellationen beobachteten. Als die Sonne sich am vergangenen Sonntag morgen über dem Atlantik erhob, hatten wir damit ein Mittel, unsere Position zu bestimmen. Im Osten ging die Sonne auf, die Zeit des Sonnenaufganges war

jedoch eine andere; denn nach unserer Kenntnis war Sonnenaufgang um 7 Uhr morgens Greenwicher Zeit. Dann nach Sonnenuntergang am Abend hatten wir einen Anhaltspunkt dafür, daß die Sonne im Westen unterging. So hätten wir beinahe geradeaus über den Ozean fliegen und auf Europa ohne Kompaß stoßen können, wenn nur das Wetter klarer gewesen wäre.

Das Schrecklichste war der Rebel. Nichts Schauererregenderes, nichts Unheimlicheres auf der ganzen Fahrt als die Stunden, in denen wir durch dicke Nebelmassen fuhren, oft völlig ahnungslos, wo wir sein könnten oder was uns im nächsten Augenblick zustoßen würde. Rebel am Tage war schon schlimm genug, aber viel schlimmer war er in der Nacht, als wir durch die Luft donnerten, ohne etwas anderes zu sehen als die bläulichen Flämmchen der Erbauortoröhren, die man am Tage überhaupt nicht bemerkt. Wir wußten nur zu wohl, daß wenn diese bläulichen Flämmchen verloschen, ein einziges Mal verloschen, auch wir Verloschene waren. Denn ihr Verschwinden hätte bedeutet, daß unser Motor verjagt hatte. Dies hätte uns gewiß aus Tausenden von Metern Höhe durch tropfenden Rebel herabgestürzt, bis uns der Ozean verschlang oder wir auf dem Lande zerschmetterten. So war uns jenes Glimmen dieser flackernden bläulichen Flämmchen die beste Beruhigung.

einmal wieder lächelnd vor uns steht. Es naht in aller Stille jezt, schäclitern tritt es an uns heran, aber gerade diese leichte Verlegenheit, mit der es gleichsam um Verzeihung zu bitten scheint, auch noch auf der Welt zu sein, hat einen unwiderstehlichen Reiz, den mich nun kaum irgendetwas anderes Buch dieser Zeit so rein empfinden ließ, wie Raoul Auernheimers kleiner Roman: „Die linke und die rechte Hand“ (S. Fischer, Verlag in Berlin). Er beginnt in Wien am dem Tage, da die Kaiserstadt zu zergehen schien, und läßt den Leser lange nicht merken, wohin er ihn lenkt: nach der Insel Thule. Wie Wien, das echte, das in unseren Herzen unsterbliche, jezt selber ein Tobelland geworden, ungestört unter der Decke seines äußeren Schicksals fortlebt, als wenn dies alles, was an ihm geschah, ja die Gegenwart selbst, bloß Schein wäre, das wird mit einer Annuit, einer Laune und einer künstlerischen Diskretion dargestellt, daß der bezauberte Leser wirklich selber fast meinen könnte, Grillparzers Ruffan zu sein, der erwachend gewahrt, daß alles doch nur ein warnender Traum war. Wien wird hier sublimiert — in jedem Sinne des Wortes: es zergeht und verdampft, aber nur um, von der Herzenskraft des Dichters aufgefangen, in dauernde Gestalt gebannt zu werden. Vielleicht wird Wien in hundert Jahren einer der schönsten Romane der Weltliteratur geworden sein — wie viele Städte gib't denn in der Welt, die sich dies erhoffen dürfen? Ich habe den Fall Wiens weisgesagt, als dies nach Tollheit klang, so darf ich nun auch die Verkündigung seiner Unsterblichkeit wagen!

Jeder echte Roman spiegelt ein Stück Wirklichkeit, aber er spiegelt es in jenem „schaffenden“ Spiegel, von dem Goethe in einer dann nicht verwendeten Notiz zum „Faust“ einmal spricht und den halbwegs zu verstehen wir allein den unermüdblichen Bemühungen des treuen Konrad Burdach verdanken: dieser schaffende Spiegel verwandelt das gemeinste Stück des alltäglichen Daseins so ieltfam, daß wir uns darin auf der Insel Thule glauben und dann, wenn das Spiegelbild verlischt, getrost wieder, wenn auch seufzend, heimkehren, jeder an sein Geschäft des Tages.

Hellos vernichtendes Urteil (das ihn übrigens durchaus nicht abhiebt, selber Romane zu schreiben), ruhig gefallen ließ: „Le roman est par excellence le livre ennuyeux.“ Jeder neue Roman schien das nur noch zu bestätigen, zunächst schon in der naturalistischen Zeit, als der Roman zur bloßen Abschrift der Wirklichkeit entartete, gar aber als er sich dann noch durch Mißbrauch der Methoden Freuds wieder etwas aufzuwahren zu können meinte. Die Romane der Gegenwart sehen einander zum Verwechseln ähnlich: an den dünnen Fäden einer dürftigen Handlung werden sämtliche Lesefrüchte des Verfassers aufgereiht, der Roman ist ein Lexikon des allgemeinen Wissens in Dialogform geworden. Wer aber wagt heute noch die Fahrt nach Thule? Wo liegt denn unser Thule? Hie et ubique! Wir sind nur so schlechte Geographen unseres Herzens, daß niemand mehr den rechten Weg nach seiner Insel Thule weiß: in uns selbst liegt sie, wir müssen nur erst die stürmische Fahrt durch den Ozean unserer Leidenschaften tapfer bestehen, um im Hafen unserer Geheimnisse zu landen. Die Schilderung dieser oft genug stürmisch bedrohten Heimfahrt nach unserer Insel bleibt das einzige, das ewige Thema des Romans, er ist immer wieder der Bericht einer Flucht aus der Gefangenschaft der Enge, von der sich der erwachende Jüngling bedroht fühlt, in die Geborgenheit der Vollendung, zu der ihn der Liebesblick des Genius lenkt. Am Ende von Wilhelm Meisters Lehrjahre sieht das trostreiche Wort: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis“, der ausging, seines Vaters Gefallen zu suchen und ein Königreich fand.“ Der Roman geht immer auf die Suche nach Gefallen, und das ist ja so beglückend schön, daß er sich einer leisen Enttäuschung kaum erwehren kann, wenn er dann am Ende doch immer wieder nichts als bloß ein Königreich findet.

Die Jugend vertreibt sich jezt gern die Zeit damit, die Formen, diese Fenster in den Sinn des Daseins, zu zerbrechen. Laßt ihr das Vergnügen am Klirren der Scherben! Es ist schon dafür gesorgt, daß sich das Echte doch immer wieder herstellt: es geht auf jarten Söhnen, wir hören kaum seinen leichten Schritt und staunen, wenn es unverhofft auf